

# Es hat mir immer allergrößten Spaß gemacht

Er setzte früh auf Pornographie und betrieb die Abkehr vom Kanon der Moderne: Der Verleger Jörg Schröder erzählt aus seinem Leben – Motto: nicht langweilen!

Von Jan-Frederik Bandel

Der Maler Werner Büttner wird nicht müde, seinen Studenten den Mann als Vorbild hinzustellen: Wer derart souverän vom Höhenflug in die Totalmiserie rauscht, sich wieder berappelt und weitermacht, ohne Haltung und Laune zu verlieren, dem kann niemand mehr etwas anhaben. Wer sich das Vergnügen gönnt, einen politisch-literarischen Avantgardeverlag durch Pornographie zu finanzieren, und sich just, wenn alles endgültig den Bach heruntergeht, vom „Stern“ als Pornokönig mit eigenem Schloss und Jaguar porträtiert lässt, ein Fotomodell links, ein Fotomodell rechts, der mag kein brillanter Geschäftsmann sein, zweifellos aber ein Hasardeur ersten Ranges.

Natürlich liegt solch lautstarkes Abenteuer nicht jedem: In Walter Kempowskis Tagebuch des Jahres 1991 „Somnia“ etwa findet sich eine Notiz über diesen – wie der wohlinformierte Kollege Wellershoff zu berichten wisse – „unglaublich geltungsbedürftigen Menschen“: „Besäß ein Schloss und einen handzahnen Leopard.“ Andere wiegen nur bedenklich den Kopf: Bei dem wusste man doch nie, was er dachte, ein Geschäftemacher war's, ein Konservativer mitten in der milieuselig-linken Szene, ein geschickter Zeitgeistvermarkter, mit dem man weder gemächlich einen Joint rauchen noch eine vernünftige politische Diskussion führen konnte. Und: Vorsicht, der Mann erzählt viel, wenn der Tag lang ist.

Daran zumindest kann kein Zweifel bestehen: Jörg Schröder hat nicht nur viel zu erzählen, er tut es auch gern und versiert. Fast zwanzig Jahre lang hat der Verleger mit den knallgelben Bänden seines März-Verlags die Literaturlandschaft aufgemischt, schon die Titelliste liest sich wie eine Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik nach 1968: „Acid“, herausgegeben von Rolf Dieter Brinkmann und Ralf-Rainer Rygulla (1969), „Sexfront“ von Günter Amendt (1970), „Die Reise“ von Bernhard Vesper (1977), „Ende einer Ehe“ von Uve Schmidt (1978) und so weiter. Seit 1990 veröffentlicht er gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin Barbara Kalender „Schröder erzählt“, eine verschlungene „autobiographische romancée“.

Dennoch: Angesprochen wird Jörg Schröder meistens auf die ersten zwei, drei Jahre des März-Verlags, jene Phase, als scheinbar aus dem Nichts der Zentral-

verlag einer ästhetisch avancierten Linken entstand. Dass es so etwas einmal gab, behauptet zumindest eine wachsende Zahl von Kulturhistorikern, die im politisch-kulturellen Großveit „1968“ mehr sehen wollen als die Vorbereitungsphase von K-Gruppen-Dogmatismus, Wohngemeinschaftsleben, betulicher Alternativ-Teestubenkultur und RAF-Terror. Für sie wird der März-Verlag mit seinen – mittlerweile in Marbach lagernden – Archivbeständen zum reichen Quellenmaterial, sein Gründer zum Kronzeugen eines poetisch-popkulturellen Aufbegehrens. „Im Grunde war März damals fast eins zu eins das, was Leslie Fiedler als literarische Postmoderne beschrieben hat“, erklärt Schröder, „die Abkehr vom Kanon der Moderne, die Öffnung zu Trivialmaterialien, Comic, Pornographie, Journalismus. Was bei Fiedler nicht vorkommt, ist die Abteilung Pädagogik, Politik, Zeitsgeschichte und so weiter. Es hat mir allergrößten Spaß gemacht, zwischen all diesen theoretischen, literarischen und ideologischen Projekten zu sitzen.“

So handstreichartig der Verlag im März 1969 gegründet wurde – aus dem Nichts kam er in Wirklichkeit natürlich nicht. Erfahren in Buchhandel und Verlagswerbung, übernahm Jörg Schröder 1965 eine fast unmögliche Aufgabe: Er sanierte den Judaica-Verlag von Joseph Melzer, der sich zuletzt mit dem Monumentalprojekt einer Börne-Ausgabe in den Ruin ediert hatte. Unter Schröders Regie erschien dort unter anderem die erste westdeutsche Ausgabe von Viktor Klemperers Notizen „LIT“, einem Klassiker der Sprachkritik, der seine breite Wirkung allerdings erst später entfalten sollte. Ganz im Gegensatz zu Schröders größtem Coup, der Übersetzung der „Geschichte der O.“ von Dominique Aury alias Pauline Réage, mit der Schröder 1967 die literarische Pornographie in Deutschland schlagartig zum Feuilletonthema machte – und dem Melzer-Verlag einen veritablen Bestseller bescherte. An diese Verlagsarbeit knüpfte er an, als er 1969 in einem Piratenstück dem unberechenbaren Verlagsregime der Familie Melzer entflohen, um mit der Belegschaft und einem ganzen Schwung laufender Projekte einen eigenen Verlag zu gründen (dessen Kollektivform eher pro forma gewahrt wurde). In dichter Folge erschienen nun Texte der amerikanischen Underground-Literatur, antiautoritär angehauchte Kinderbücher, Politliteratur und tatsächlich eine Kleinstauflage von Carlos Castaneda „Don Juan“ – kurz bevor die Esoterikwelle das Buch zum Dauerseller machte.

Auch der Pornographie blieb der Verleger treu. Gleichzeitig mit dem März-Verlag rief er die deutsche Olympia Press ins Leben, einen Ableger des 1953 in Paris gegründeten Verlags, der neben den üblichen Bedürfnisprodukten für den Pornomarkt eine ganze Reihe literarischer Erstveröffentlichungen lanciert hatte, die den normalen Verlagen zu heiß waren, etwa Vladimir Nabokovs „Lolita“ oder William S. Burroughs' „Naked Lunch“. Das Label

„Olympia Press“ war gut gewählt, um im sittenstrengen Nachkriegsdeutschland pornographische Produkte mäßig inspirierter Machart unter die Leute zu bringen. Denn so geschickt Porno-Verleger Schröder auf das Avantgarde-Renommee des Pariser Verlags setzte, unter dem „farbigen Banner der Pornographie“ ließ er größtenteils lediglich dumpfes Standardmaterial drucken. Es sollte schließlich schnell gehen und schnell Geld fließen.

Und so verfertigten nicht nur eine Reihe seinerzeit angesehener Autoren wie Gerhard Zwerenz, Ernst Herhaus oder Felix Rexhausen fleißig Onanieprodukte und legten sich zu diesem Zwecke wohlklingende Pseudonyme wie „Leslie Markwart“ oder „Eugenio Benedetti“ zu; auch die Übersetzer der Lizenzproduktionen

rekrutierte man aus der Frankfurter Literatur- und Politzszenen. Mit der Frage, unter welchem Namen Joschka Fischer einst für die Olympia Press wirkte, wird Schröder noch heute regelmäßig belagert.

Es erstaunt nicht, dass Jörg Schröder, dem, wie er selbst sagt, das Talent zum Konsolidieren fehlt, das Pornographiegeschäft bald leid war und sich schon 1971 aus dem Geschäft zurückzog. Noch weniger verwundert es, dass sich dieser Rückzug in einem harten Rechtsstreit entlud, dessen Folgen auch der März-Verlag auf Dauer nicht überstand: 1973 musste Konkurs angemeldet werden, bevor der Verlag beim Versandbuchhändler Zweitausendeins wiederbelebt wurde.

Zuvor veröffentlichte Jörg Schröder allerdings noch ein Buch, das nicht nur eine

rekordverdächtige Zahl einstweiliger Verfügen nach sich zog, sondern mit dem aus dem Erzähler der Autor Schröder wurde – eine Funktion, die er sich nach jugendlichen Schwärmereien eigentlich hatte verkneifen wollen. Tatsächlich ist der 1972 veröffentlichte Band „Siegfried“ die nur unwesentlich bearbeitete Transkription einer Erzählung, angefertigt vom Schriftsteller Ernst Herhaus. Ihm berichtet Schröder fragmentarisch, immer wieder durch Reflexionen und Abschweifungen unterbrochen, über sein Leben von der frühesten Erinnerung – „Reval bei Colberg, ein Ostseebad, ein Urlaub mit Mutter und Vater Kurt“ – bis hin zum Olympia-Crash. Souverän zeigt sich der Erzähler Schröder bereits hier in der Kombination von Reminiszenzen, Sentimentalitäten und einer scharfsichtigen Analyse des Kulturbetriebs. Nicht minder vernünftig der 1982 nach der Trennung von Zweitausendeins im wieder eigenständigen März-Verlag erschienene Nachfolgeband „Cosmic“ (mit Uwe Nettelbeck), in dem sich Schröder zum Erfinder der Friedensbewegung stilisiert, um dann den „ganzen Müllmuff und Moraluff und Bewegungsmuff“ in Grund und Boden zu reden.

Perfektioniert hat Schröder das literarische Erzählen aber erst nach der endgültigen Liquidation des Verlags. Seit 1990 erscheint „Schröder erzählt“, nicht im Buchhandel, sondern gleichsam als Tresorpublikation für einen Stamm von gut dreihundert Abonnenten. Immerhin einundfünfzig Bände sind bereits erschienen aus diesem nicht nur in der deutschen Literatur einzigartigen Großunternehmen an der Schnittstelle von Autobiographie, Klatsch und Sozialgeschichte. „Die Folgen sind in lockerer Weise immer um ein Thema gebaut – in Varianten, zum Teil ironischen Varianten, zum Teil bewussten Irrwegen“, erläutert Schröder, der die Serie gemeinsam mit Barbara Kalender komplett selbst gestaltet und vertreibt: „Wir könnten natürlich auch am Schreibtisch sitzen, da kommen auch ganz gute Sachen raus. Die große Mühe, diesen Kram zu erzählen, machen wir uns, weil wir genau wissen, es gibt immer Assoziationsstränge, die nur in der Aufnahme entstehen.“

In der Tat liegt, neben der Freude am Klatsch und seinem aufklärerischen Mehrwert, die literarische Faszination dieser Texte vor allem in ihrer konsequent aus der mündlichen Erzählung entwickelten Form. Durch den O-Ton festgefahrene literarische und journalistische Muster zu durchbrechen gehörte zu den Utopien der Siebziger. Niemand hat sie konsequenter verfolgt als der Mann, der erklärt, „alles das, was schon ausgetretener Pfad ist“, habe ihm immer gelangweilt. Und der so konsequent danach gehandelt hat, dass man ihm selbst einen solchen Satz gern durchgehen lässt.

„Schröder erzählt“ erscheint im März im Desktop Verlag, Berlin, und kann abonniert werden. Die limitierte Jubiläumskassette zum siebzigsten Geburtstag Jörg Schröders (2800 Seiten, 50 Folgen, 5 Treuegaben, 5 Kassetten, signiert) erscheint im Martin Schmitz Verlag, Subskriptionspreis bis 31. 12. 2009: 1750 Euro, danach: 1950 Euro.



Ganz entspannt im Hier und Schrägen: Der Verleger Jörg Schröder Foto Marietta Kesting



Die Schlümpfe Foto Cinetext

## Herzlichen Schlumpfwunsch

Heute ist er endlich wirklich: der fünfzigste Geburtstag der Schlümpfe und damit jener „Happy Schlumpf“, der europaweit schon seit dem Frühjahr in den verschiedensten Städten gefeiert worden ist. Ein Jammer, dass der Vater der blauen Comic-Zwerge, der Belgier Pierre Culliford alias Peyo, dieses Jubiläum nicht mehr erleben kann; er starb 1992 in seiner Heimatstadt Brüssel.

Seine bekanntesten Figuren schuf er erst relativ spät, als Dreißigjähriger, der da schon seit einem Dutzend Jahren an seiner Serie „Johan et Pirlouit“ (auf Deutsch: „Johann und Piffikus“) arbeitete, die schließlich in dem belgischen Comic-Magazin „Spirou“ abgedruckt wurde. Ihre beiden Titelfiguren begegneten am 23. Oktober 1958 zum ersten Mal einem Vertreter jenes originellen Völkchens, das vor allem durch seine seltsame Sprache sofort die Gunst des jugendlichen Publikums von „Spirou“ gewann: „Schtroumpfs“ hieß sie auf Französisch, und weil das auf Deutsch zu sehr nach Textilien geklungen hätte, bekamen sie hier den Namen „Schlumpfe“. Und egal, in welchem Idiom die Smurfs, Smurfen, Puffi, Sumafu, Smolfs oder Pitufos auch reden, immer ersetzen sie einen Teil der üblichen Wörter durch ihren Namen: So kommt, wenn man Schlumpf spricht, eine ziemliche schlumpfige Sache dabei heraus.

Richtig populär wurden die blauen Zwerge durch eine amerikanische Trickfilmserie in den achtziger Jahren. Seitdem zählen sie zu der kleinen Gruppe global erfolgreich vermarkter Comic-Helden wie Mickeymaus, Tintin, Superman, Asterix, Popeye, Charlie Brown, Batman oder Calvin & Hobbes. Und längst ist ihr einheitliches Erscheinungsbild (nur der Große Schlumpf als Chef trägt statt weißen rote Kleidungsstücke und einen Rauschebart; der einzige weibliche Schlumpf, Schlumpfchen, ist dagegen das Produkt eines bösen Zaubers) ikonisch geworden – so sehr, dass Jan Hoet, weiland künstlerischer Leiter der Kasselner Documenta, im Jahr 1992 kurzerhand den Hamburger Künstler Wolfgang Strack zur weltgrößten Kunstschau einlud. Denn Strack schleppte damals einen ganzen Rucksack voller Schlumpfe mit sich, als er in Kassel von Zahnschmerzen überfallen wurde und im Wartezimmer eines Arztes auf Hoet traf. Der war von den Schlumpfen begeistert, und dadurch kam Strack zu seinem einzigen bemerkenswerten Auftritt. Schlumpf gehabt, möchte man sagen – und der seither vergessene Künstler kann sich aussuchen, ob er es mit „Pech“ oder „Glück“ übersetzt.

Ganz sicher Glück gehabt hat Peyo. Seine Figuren haben ihn unsterblich gemacht. ANDREAS PLATTHAUS

## Wer kennt alle Hürden? Ein juristisches Experiment prüft, ob ein Schneesturm die amerikanischen Wahlen entscheiden kann

### UPDATE

Der amerikanische Wahlkampf findet nicht nur in Gemeindefestivals, sondern auch im Gerichtssaal statt. In „Schlachtfeldstaaten“ wie Ohio und Florida streiten Demokraten und Republikaner sowie parteiunabhängige Gruppen über die Registrierung von Hunderttausenden, wenn nicht gar Millionen von Wählern, deren Stimmen entscheidend dafür sein könnten, ob John McCain oder Barack Obama die Präsidentschaftswahl ge-

winnt. Es geht um die Frage, ob die Wahlmöglichkeiten in dem Bemühen, Unregelmäßigkeiten und Wahlbetrug zu verhindern, ungebührlich hohe Hürden für Stimmabgabe und -auswertung aufgebaut haben. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass viele Vorschriften, über die nun gestritten wird, verabschiedet wurden, um juristische Streitigkeiten über das Wahlergebnis zu verhindern.

Acht Jahre nachdem der Oberste Gerichtshof das Rennen zwischen George W. Bush und Al Gore entschied, scheint es nicht völlig ausgeschlossen, dass abermals der Supreme Court als Schiedsrichter gefragt sein könnte. Amerikanische Juristen drängen deshalb darauf, nach neuen Wegen zur Bewältigung von Wahlstreitigkeiten zu suchen, etwa durch Schaffung von Wahlgerichten.

Ein erstes Experiment dazu fand diese Woche unter Beteiligung der Ohio State University sowie der Washingtoner Thinktanks American Enterprise Institute und Brookings Institution an der Rechtsfakultät der Georgetown-Universität statt. Verhandelt wurde über den fiktiven Fall „McCain v. Obama“. Dafür hatte man ein Schneesturm-Szenario im Bundesstaat Colorado entworfen, in dem am 4. November mit einem Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen McCain und Obama gerechnet wird. In dem fiktiven Fall hatte der Wahlsieger von Denver, ein Demokrat, angeordnet, dass die Wahllokale in der Stadt wegen schneebedingter Verkehrsbehinderungen

zwei Stunden länger geöffnet bleiben. Die Republikaner wehrten sich dagegen und zogen vor Gericht.

Landesweit haben die Stimmauszählungen in dem erfundenen Fall ergeben, dass sich in Colorado entscheiden wird, ob Obama oder McCain die Wahl gewinnt. Würden die Wählerstimmen mitgezählt, die während der umstrittenen letzten zwei Stunden in Denver abgegeben wurden, hieße der Wahlsieger Obama. Blieben die Stimmen unberücksichtigt, wäre McCain der Wahlsieger. Verhandelt wurde der imaginäre Fall vor einem dreiköpfigen Gremium, für das man hochrangige ehemalige amerikanische Richter gewonnen hatte, denen erfahrene Supreme-Court-Anwälte als fiktive Vertreter McCains und Obamas Rede

und Antwort standen. Sein Urteil will das „Wahlgericht“ kommende Woche verkünden. In Minnesota, wo man vor Jahren im Disput über den Ausgang der Gouverneurswahlen ein ideologisch ausgewogenes Ad-hoc-Gericht geschaffen hatte, war die Entscheidung des damaligen Gremiums akzeptiert worden, ohne dass bittere Vorwürfe der Parteimitglieder nach „Bush v. Gore“ laut wurden. Allerdings halten es selbst Befürworter des sogenannten Minnesota-Modells für unwahrscheinlich, dass es bei einem neuerlichen Streit über das Ergebnis der Präsidentschaftswahlen gelingen würde, auf die schnelle ein Wahlgericht zu bilden. Über derartiges Reformvorhaben müsste später in Ruhe im Kongress beraten werden. KATJA GELINSKY

